Die Wartburg.

Deutsch-evangelische Wochenschrift

Organ für amtliche Kundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich, des Deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark (Oesterreich), des Wehrschatzbundes, des Luthervereins.

Begründet von **Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer** in **Zwickau** und von **Konsistorialrat D. R. Eckardt** in **Kriebitzsch** (S.-A.). Verlag: **Arwed Strauch** in **Leipzig**.

Schriftleiter: **Pfarrer G. Mix** in **Guben** (N.-Laus.) [für das Deutsche Reich], **Pfarrer Lic. Fr. Hochstetter** in **Neunkirchen** (Niederösterreich) [für Oesterreich]. Zusendungen sind zu richten in reichsdeutschen und allgemeinen Angelegenheiten an Pfarrer **G. Mix** in **Guben** (N.-Laus.), in österreichischen Angelegenheiten an Pfarrer **Lic. Fr. Hochstetter** in **Neunkirchen** (Niederösterreich), für die Verwaltung (Bezug und Versand), sowie für Anzeigen und Beilagen an **Arwed Strauch**, Verlag in **Leipzig**, Hospitalstr. Nr. 25. Bezugspreis vierteljährlich durch die Post 1.62 M., den Buchhandel 1.50 Mk., in Oesterreich bei der Post 2 K 5 h, bei den Niederlagen 1 K 50 h. Unter Kreuzband vom Verleger fürs Deutsche Reich 1.90 Mk., für Oesterreich 2 K, fürs Ausland 2.15 Mk vierteljährlich. — Einzelne Nummern 30 Pf. = 40 h. — Anzeigenpreis 40 Pf. für die 4-gespaltene Petitzeile. Stellengesuche und -Angebote 20 Pf. Bei Wiederholungen Nachlaß laut Plan. Erteilte Aufträge können weder angehalten noch zurückgezogen werden. Für das Erscheinen der Anzeigen an bestimmten Tagen und bestimmten Plätzen wird keine Gewähr geleistet. Zurückweisung von Anzeigen, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor.

Postzeitungspreisliste fürs Deutsche Reich Seite 422, für Oesterreich Nr. 5087. — Scheckkonto Nr. 105847 beim k. k. Postsparkassen-Amte in Wien.

Nr. 39. Leipzig, 22. September 1916. 15. Jahrgang.

Deutscher Erntedank 1916

Der Böse sprach zum deutschen Land:
„Du sollst noch fühlen des Feindes Hand!
„Deine Männer draußen zermalmt der Tod,
„Deine Frauen und Kinder würgt Hungersnot.
„Sie sperren zu Wasser und Lande dich ab
„Und schaufeln dir drinnen und draußen dein Grab!“

Der Allmächtige sprach zum deutschen Land:
„Ich halt über dir meine Vaterhand.
„Deine Felder sollen voll Segen stehn.
„Deine Kinder sollen voll Prangen gehn.
„Deinen Männern und Frauen, mein deutsches Land,
„Geb Ich draußen und drinnen des Geistes Pfand.“

So reifte der deutsche Erntetag.
So klang der Sense und Sichel Schlag.
So entdeckte deutsche Wissenschaft
Immer mehr verborgene Quellen der Kraft.
So durchbrachst du die Sperre und wurdest frei,
Du Deutschland von Gottes Gnade und Treu.“

Radeberg — Gerhard Fuchs

Essen und Trinken

In einem ist das Deutsche Volk gegenwärtig durchaus eins: wohin man kommt und wohin man hört, es gibt nur einen Gesprächsstoff, und das ist das Essen und Trinken. Nicht nur die lieben Frauen, auch die Männer unterhalten sich des Langen und Breiten über das, was sie gegessen und vor allem, was sie nicht bekommen haben. Wer von seiner Sommerreise zurückkehrt, wird zuerst gefragt, ob er satt geworden ist. Und wer andere ein wenig necken will, erzählt ihnen sehr ausführlich, wie gut er es gehabt hat. Andere, die immer klagen, haben jetzt einen prachtvollen Anlaß dazu. Immer wieder fangen sie von dem einen Gegenstand an, schreien ihre Klagen mit weithin hörbarer Entrüstung über die Straße und fordern Bürgermeister, Kaiser und Reich vor ihr Tribunal. So tut man, weil man sich an dem empfindlichsten und wertvollsten Punkt seiner wichtigen Persönlichkeit getroffen und beeinträchtigt fühlt. Denn was sind so viele Menschen anders als ein mit etwas Fleisch und wenig Geist umkleideter Eß- und Verdauungsapparat? Und meist wird noch der Geist durch das Kleid ersetzt, so daß das beste Bild des Menschen und des Zeitgenossen zumal, mit einfachen Strichen zu zeichnen wäre. Der Krieg, der so vieles an den Tag bringt, was bisher notdürftig verborgen gehalten worden war, weil man sich voreinander schämte, hat diesen animalischen Grundtrieb der Menschen mit einer Offenheit zu Tage gebracht, die nur selten etwas Befreiendes an sich hat, meist aber niederdrückt und enttäuscht.

Es bedarf ja keiner Worte mehr, um genau zu wissen, was gemeint ist. Das darf nicht geleugnet werden, daß es unserm bittersten Feind gelungen ist, uns einen schweren Schlag zu versetzen, als er uns von der Zufuhr abgeschnitten hat. Es geht tatsächlich überall recht knapp her, zumal wo Ungeschick der verantwortlichen Stellen und Geldgier der gewissenlosen Volksräuber das Wenige, was da ist, noch schwer erreichbar macht. Tatsächlich ist es so: Leute aus höhern Ständen essen jetzt, wie vor dem Krieg ihre Handwerker und Angestellten gegessen haben. Und diese essen sicher jetzt wie sonst die armen Leute; aber wie diese essen, das weiß man nur in seltenen Fällen. Aber vielleicht ist der Abstand zwischen der Kost jetzt und früher bei den wohlhabenderen Ständen größer als der bei den andern; und der Abstand ist es, den man vor allem spürt. Dagegen ist also gar nichts zu sagen, daß von dieser wichtigen Sache geredet und für sie gesorgt wird. Es sollte das nur noch mehr geschehen, soweit es sich um die andern handelt. Wir leben nun einmal nicht von der Luft und noch weniger vom Geist. Wir haben Hunger und müssen essen, zumal wenn wir doppelte Arbeit schaffen müssen, wie es jetzt so mancher tun muß. Aber dagegen ist etwas zu sagen, daß man Essen und Trinken überschätzt. Freilich kommt darin nur heraus, was sonst immer vorhanden war. Im Durchschnitt berechnet der Mensch alle Werte, auch Menschen und Gott und alles Große und Hohe, nach dem baren Geldwert, den es ihm einbringt. Und dieser Geldwert wird natürlich umgerechnet in Verzehrwerte, also in das, was man dafür essen, besonders aber trinken kann. So hat man es gelernt und so treibt man es weiter; so lehrt man es ganz naiv seinen Kindern und diese werden

so wieder ihre Kinder gewöhnen. Das bricht nun heraus. Was ist Vaterland, was ist Reich? Was sind sie, wenn — nicht etwa Essen und Trinken — aber wenn gut Essen und wenn Naschen in Betracht kommt? Man kann ruhig sagen, daß es heute manchen und manche gibt, die die Rheinprovinz an die Franzosen und Posen an die Russen verkaufen würden, damit sie nur wieder Butter und Eier bekommen. Deutschland über alles, aber über Deutschland doch noch Butter und Eier. Die Butter steht tatsächlich gegenwärtig im Mittelpunkt der ganzen Politik; und ein Butterfriede wäre vielen gemütvollen und begeisterten Deutschen im wiedergebornen Vaterland etwas gar nichts so Fürchterliches. Es dürften Hunderttausende umsonst geblutet haben, wenn sie nur wieder ihre Frühstückseier bekämen.

Mit solchen Leuten ist gar nicht zu reden, weil die ersten Voraussetzungen dafür fehlen. Sie würden einen mit ganz verständnislosen Augen ansehen, wenn man ihnen klar machen wollte, daß das Vaterland und das Deutsche Reich mehr sind als die Kuh, die sie mit Butter zu versorgen hat. Aber auf einige andere kann man vielleicht doch etwas Eindruck machen. Es ist sicher für Christen und für Idealisten ein sehr beschämender Zustand, wenn sie so tief sinken, daß sie alle Ideale verraten um Braten und Sahne. Natürlich spricht man von all solchen Dingen; aber man spricht davon mit etwas Humor. Wie selten hört man diesen köstlichen echt deutschen Klang bei den so ernsten und unendlichen Gesprächen über diese Dinge! Dieser Humor ist ein Zeichen davon, daß man innerlich über sie erhaben ist, so wenig man von Humor satt wird. Man sättigt sich von dem, was man gerade hat, fragt mehr nach der Menge als nach der Feinheit, und setzt sich mit frohen Worten über die Knappheit und die andere Art der Zubereitung hinweg. So entspricht es dem Grundwesen eines Christen, Essen und Trinken, wie auch die andern Güter des Lebens gering zu achten, weil er höhere Güter kennt. Er braucht sie und er gebraucht sie, aber doch nur als das, was sie sind, als Lebensmittel, das heißt also als Mittel zum Leben, nicht als Zweck und Inhalt des Lebens. Wir haben nie Mangel gehabt, sondern immer sind wir noch satt geworden. Gott wird auch weiter helfen. Uns tut diese ernste Schule einmal sehr gut; denn wir waren alle daran, in Naschsucht und Ueppigkeit zu verkommen. Wieder stimmt einmal das, was Jesus und seine Apostel sagen über Essen und Trinken, überein mit dem, was uns Gott in dem Verlauf der Zeiten einprägen will; denn Gott und Christus gehören zusammen, wie der Verlauf der Welt seinen Sinn in dem Geiste Jesu offenbart. Jene Erhabenheit des Humors gründet sich im Tiefsten auf die Stellung, die Jesus zu all diesen Dingen eingenommen hat. Als ihm der Teufel zumutete, seine Macht dazu zu mißbrauchen, sich selber satt zu machen, da hat er ihm das ewig denkwürdige Wort gesagt, das allen Christen und allen Idealisten ihre Stellung anweist: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. N.

Die englische Krankheit

Es ist ein Jammer, daß wir Deutschen so wenig Nationalstolz besitzen, uns so selten unserer großen völkischen Vorzüge bewußt werden und immer von neuem das Fremde bewundern. Wie schwer wird es uns, der deutschen Eigenart treu zu bleiben! wie oft sind wir durch unsere „Weltenliebe“ in Gefahr geraten, uns selbst zu verlieren, an Leib und Seele zu verderben!

1.

Die germanisch-deutsche Geschichte ist eine einzige große Tragödie, in der es immer wieder heißt: victor victus est d. i. „Der Sieger ließ sich vom Besiegten überwinden.“

Wohl waren die Germanen, die Deutschen die Retter der Kultur; sie haben

das Christentum gegen den Islam,

Europa gegen die asiatischen Völkerfluten geschützt.

Aber 1500 Jahre lang ließen sie sich immer von neuem von der entarteten römischen Afterkultur imponieren. Karl der Große, Otto I. der Große, Heinrich der 3., Friedrich Barbarossa kannten kein höheres Ziel, als die römische Kaiserkrone zu erlangen. Die nationalen Kräfte der Deutschen wurden eingesetzt für internationale Wahnideen, die in der Pestluft der verfaulten, untergehenden alten Kulturwelt gezeugt und geboren waren. Wie anders hätte sich das Deutschtum in Osteuropa entfalten können, wenn nicht immer die Augen der Kaiser-Könige nach Italien, nach Rom gerichtet gewesen wären!

Dann kam die herrliche national-kirchliche Bewegung des 16. Jahrhunderts. Deutscher Glaube, deutsche Eigenart, deutsche Sprache machten sich frei. — Aber wie schnell folgte der Rückschlag! wie gering war die Zähigkeit, mit der wir uns treu blieben! Die Gegenreformation muß man als eine Reaktion des Römertums, des Welschtums ansehen; sie führte zu dem entsetzlichen 30jährigen Krieg. Es begann der Siegeslauf der französischen „Kultur“. Hätten wir nicht die deutsche Bibel, die deutsche Predigt, das deutsche Kirchenlied gehabt, so wäre unsere Sprache zu einer Dienstbotensprache herabgesunken. So groß war die Bewunderung alles Französischen im 17. und 18. Jahrhundert.

Die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte eine neue deutschnationale Welle; wir nennen sie die klassische Periode unserer deutschen Literatur. Lessings Tätigkeit war ein einziger Kampf gegen den französischen Einfluß; Goethe und Schiller, sowie die zahlreichen anderen Geisteshelden jener Zeit, wandelten in denselben Bahnen. Die bedeutenden Werke unserer Dichter und Denker schlangen ein Band um die zersplitterten Deutschen. Der Kampf gegen Napoleon den 1. stärkte das Nationalbewußtsein. Die widerstrebenden Regierungen mußten der Volksströmung nachgeben. Die Jahre 1866 und 1870/71 brachten das neue deutsche Kaiserreich. Auf dieser Bahn müßte uns der gegenwärtige Weltkrieg weiter führen; er müßte das gesamte Deutschtum Mitteleuropas in irgend einer Form zusammenschließen.

2.

Leider stellen sich einer solchen Entwicklung starke Kräfte entgegen. Der nationale Gedanke war mehr als 100 Jahre lang, von den Tagen Klopstocks und Lessings an bis 1870/71 immer stärker geworden. Aber seitdem ist er, trotz aller schöner Reden, erlahmt; wir dürfen uns nicht darüber täuschen; auf die Flut ist wieder eine

Ebbe gefolgt. Schuld daran ist zum großen Teil (nicht allein) die *englische Krankheit*. In immer größerer Zahl treten falsche Apostel auf, welche erklären, der Nationalstaat und die Nationalwirtschaft hätten sich überlebt, das Nationalprinzip hätte seine Schuldigkeit getan, man müsse nun aber hinausstreben. Wir Deutschen sollten unsere Eigenart „dem höheren Zwecke *unterordnen*", sollten uns mit internationalem Oel salben, eine internationale Kulturgemeinschaft pflegen.

Diese Kulturgemeinschaft sieht nun sehr englisch aus. *Englische Krankheit!* Die Bewunderung des Englischen ist heute bei uns ebenso Mode, wie im 17. und 18. Jahrhundert die Nachäffung des Französischen. Ich denke hierbei nicht an die Aeußerlichkeiten: an den öden Sport, die 5-Uhr-Tees, an Kleidung und Tracht. Vielmehr sollen im Folgenden *die* Erscheinungen erwähnt werden, durch die direkt unser Innenleben, unser Volkstum, unsere Seele gefährdet werden.*)

1. Von England aus hat sich die *demokratische Pest* über Europa und später über alle Erdteile ausgebreitet. Um nicht mißverstanden zu werden, will ich ausdrücklich betonen, daß ich keineswegs ein Gegner einer Volksvertretung, einer politischen Mitarbeit des Volkes bin, dieselbe vielmehr für dringend notwendig halte. Aber was wir England hierbei verdanken, ist die Herrschaft der Lüge, des Scheins, der Heuchelei. Die Demokratie ist in England und ebenso in den anderen Ländern, die von der englischen Krankheit angesteckt sind, nur *Schein*, nur *Maske* für eine absolute Plutokratie. Ebenso hat England ein *Schein*königtum, eine *Schein*kultur, *Schein*moral, *Schein*christentum.

Und nun stelle ich die Gewissensfrage: Wurde nicht auch bei uns seit mehr als 50 Jahren in immer steigendem Maße das englische Vorbild als erstrebenswert hingestellt? War Bismarcks Kampf in der Konfliktszeit etwas anderes, als ein Kampf gegen diese Scheindemokratie und Scheinmonarchie? Und hat man nicht später immer von neuem einen Sturmlauf begonnen gegen unser starkes Königtum und gegen das „undemokratische" preußische Wahlrecht?

Mitten im Krieg wird uns von zahlreichen Seiten zugerufen: um das Deutsche Reich für die Zukunft sicherer zu stellen, müßten wir uns „elastischer Mittel" bedienen und „das massive Verfahren" der Annexionen ablehnen. Für diese „elastischen Mittel" ist aber England das Vorbild; sie bestehen vornehmlich in Schein, Lug und Trug.

2. Wir mußten es auf das lebhafteste bedauern, daß die *englische Krankheit* auch in unsere protestantischen Kirchen eindrang. Im Jahre 1913, also ganz kurz vor dem Weltkrieg, las ich in dem Düsseldorfer Kirchlichen Anzeiger einen interessanten Aufsatz von Weitbrecht. Darin heißt es: „Seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts hat sich *England* nicht mehr damit begnügt, sich von uns aus der Ferne bewundern zu lassen sondern es hat sich aufgemacht und hat, ohne unsere deutsche Art auch nur zu verstehen, geschweige zu würdigen, eine ganze Hochflut englisch-christlichen Wesens über uns heraufgeführt. *Leider hat es dabei infolge der deutschen Untugend des Haschens nach dem Ausländischen vielfach nicht den wünschenswerten Widerstand gefunden.*" Zuerst kamen die Methodisten, dann die sogenannte Oxforder Bewegung, die Heilsarmee. Wie sehr wurde unsere deutsche Eigenart dadurch gefährdet, namentlich die deutsche Innerlichkeit durch die Ueberschätzung des äußeren Wirkens und der äußeren Formen!

Mitten im Krieg hat diese Ausländerei nicht aufgehört.

3. Am gefährlichsten aber zeigt sich die *englische Krankheit* dadurch, daß sie ein Volk nach dem anderen mit dem Geist des *Mammonismus* ansteckt. Den Engländern erscheint die Welt als ein großes Warenhaus; das Geld ist das Maß aller Dinge; alles, auch Kunst und Wissenschaft, wird allein nach dem Geldgewinn geschätzt.

Diese Lebensauffassung hat ihre widerwärtigste Ausprägung in den Vereinigten Staaten von Amerika gefunden; aber auch Frankreich, Italien und die meisten „neutralen" Staaten sind gelehrige Schüler der englischen Meister geworden. *Und wir Deutschen?* Seit 10 Jahren spielt bei uns die Forderung nach einer „besseren staatsbürgerlichen Erziehung" eine große Rolle. Ich habe viele Bücher gelesen, die sich damit beschäftigten, und war entsetzt, welch breiten Raum die „wirtschaftlichen Fragen" darin einnahmen. Das Völkische trat meistens ganz zurück. Es schien, als sollten unsere Schulen, von der Universität bis hinunter zur Volksschule, immer mehr Erziehungsanstalten zur Engländerei und zum Mammonismus werden. Idealismus, Religion waren nur noch schöne Worte, die man bei festlichen Gelegenheiten reichlich gebrauchte; vielfach wurde darüber gespottet. — Wir müssen es bedauern, daß auch unsere politische Leitung sich seit Bismarcks Abgang von der englischen Krankheit anstecken ließ. Kurz vor dem Kriege haben halbamtliche Schriftsteller, die zu unserer politischen Leitung gehörten bez. in nächsten Beziehungen standen, Bücher und Aufsätze geschrieben, in denen die ganze Welt als ein Warenhaus angesehen wird, in denen die „wirtschaftlichen Fragen" alle anderen Gedanken zurückzudrängen scheinen. **Wir sind dem *Fürsten Bülow* dankbar, daß er in seinem eben erschienenen Buch „Deutsche Politik" schreibt:**

„Ein Staat ist *keine Handelsgesellschaft.* Für den Wettkampf der Völker der Erde ist die wirtschaftliche Stärke von hervorragender Bedeutung; aber die *großen Entscheidungen* hängen im letzten Ende *noch von anderen Kräften* ab und werden nicht auf dem wirtschaftlichen Wahlplatz ausgefochten. Die Regierung darf sich in ihren wirtschaftlichen Entschließungen *nicht wie ein geschicktspekulierender Kaufmann* nach den günstigen Konjunkturen richten; sie muß ihre Wirtschaftspolitik der gesamten nationalen Politik *unterordnen* und ihre Entschlüsse so fassen, daß nicht nur das gegenwärtige wirtschaftliche Wohlbefinden des Volkes vermehrt, sondern vor allem die *künftige* gesunde Entwicklung der Nation sichergestellt wird."

Auch sonst stehen in dem Buche des Fürsten Bülow viele treffliche Bemerkungen. Er spricht von einer notwendigen *Korrektur* unserer ungünstigen östlichen und westlichen Landesgrenzen; er findet es verständlich, wenn viele Patrioten hoffen, daß wir die in Belgien und an der belgischen Nordseeküste gewonnene Stellung behaupten. Eine Verständigung mit England hält er nur

---

*) Ich weiß recht wohl, daß namentlich im 18. Jahrhundert auch außerordentlich *segensreiche* Wirkungen von England ausgegangen sind. Wie viel verdanken Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller dem großen Shakespeare! *Aber* es ist doch bezeichnend, daß die Engländer selber ihren bedeutendsten Dichter vergessen hatten, daß er erst bei uns wieder entdeckt werden mußte.

auf der Grundlage einer starken deutschen Seemacht für möglich; er sagt, unsere Zukunft hänge davon ab, daß wir unter rücksichtsloser Einsetzung aller Kräfte und Mittel den Sieg über England erringen.

Leider treten mitten im Krieg bei uns hochgestellte Herren auf, die von der englischen Krankheit so angesteckt sind, daß sie, trotz Baralong, trotz L. 15, trotz der unmenschlichen, heuchlerischen Kriegführung der Engländer, ihnen dennoch nachlaufen. Staatssekretär Solf stellt uns ein großes Kolonialreich in Aussicht, das keiner großen Seemacht bedürfe: als ob koloniale Erwerbungen ohne Sicherheit und Stärkung unserer europäischen Stellung, besonders unserer Stellung am Meer Wert hätten. — Hans Delbrück empfiehlt seit Kriegsbeginn eine „Schonung Englands." — Exz. Dernburg hat vor kurzem in Libau gesagt: „Ich kann ja von Offizieren verstehen, daß sie gegen England aufgebracht sind. Aber damit kommen wir nicht weit. Ich kenne die Engländer genau; sie sind nicht so schlimm. Vor allem: Wir müssen aus wirtschaftlichen Gründen mit England möglichst schnell in ein gutes Verhältnis kommen. Wir dürfen diese Leute nicht immer von neuem reizen. Das tun wir aber mit so weitgehenden Forderungen."

Der Himmel bewahre das deutsche Volk vor solch mammonistischer Auffassung des Staats- und Völkerlebens, vor der „englischen Krankheit"! Immer wieder betone ich: Wir müssen uns des Unterschiedes bewußt werden, der abgrundtiefen Kluft, die uns von den Engländern trennt. Namentlich beim Friedensschluß sind wir in großer Ansteckungsgefahr.

Gesundes Volkstum ist mehr wert als alles Gold der Welt.

Düsseldorf Prof. Dr. Wolf

Das Eingreifen Rumäniens in den Weltkrieg

Als Italien im Mai 1915 in den Weltkrieg eintrat, haben wir an dieser Stelle mit hochgemuter Zuversicht den Folgen dieser Judastat ins Auge gesehen. Nun hat sich auch die vierte romanische Trikolore, die gleich Frankreich, Italien, Belgien die Farben in senkrechter Folge zeigt und mit ihren Schwesterflaggen schon äußerlich eine gewisse Verwandtschaft hat, nun hat auch die rumänische Fahne sich unsern Feinden zugesellt, die dadurch zum Zehnbunde anwachsen. Zweifellos ist diesmal die Stimmung eine andere, mit welcher wir dem neuesten, dem zehnten Kriege entgegensehen als im Mai 1915. Das französische „Journal des Debats" schrieb jetzt: „Die Deutschen haben die Losung: Wir fürchten Gott und sonst nichts auf dieser Welt. Sie werden jetzt zu zeigen haben, ob es ihnen damit ernst ist." Dieses Feindesurteil scheint uns würdiger, für uns ehrenvoller und sachlich richtiger als manches allzu leichtbeherzte Urteil aus unsrer eigenen Mitte. Im Zusammenhang mit den unleugbaren Erfolgen der großen Brussilowschen Offensive, mit dem drohenden Eingreifen auch Griechenlands, mit den ungeheuren Anstrengungen der Engländer im Zusammenhang mit der geographischen Lage Rumäniens und den ganzen Verhältnissen nach jetzt 25 Kriegsmonaten ist das Eingreifen Rumäniens viel ernster zu beurteilen als jenes Italiens. Leider hat es ja schon am zweiten Kriegstage zu Erfolgen geführt, wie sie der italienischen Offensive in ganzen fünfzehn Kriegsmonaten nicht beschieden waren.

Und diesmal ist es ein Hohenzoller, der wider das Hohenzollernreich und seine Verbündeten den letzten Fangstoß richten will. Wir gedenken daran, daß es über die Frage, ob Erbprinz Leopold von Hohenzollern König im westlichsten Romanenstaat werden solle, zum deutsch-französischen Kriege kam. Heute ist es der Sohn jenes Leopold, der als König des östlichsten Romanenstaates die letzte Entscheidung im Weltkriege bringen will.

Ein kleines persönliches Erlebnis sei hier eingeschaltet. Im Sommer 1888 weilte der jetzige Rumänenkönig als Student in Tübingen, der schwäbischen Hochschule, zu der von ferne das Stammschloß Hohenzollern herüber grüßt. In der Vorlesung des berühmten Gustav Rümelin „Europäische Staatenkunde" saß der Schreiber dieser Zeilen damals mit dem jetzigen König zusammen, der sich als „Ferdinand Prinz von Hohenzollern" in die Liste eintrug. Der Eindruck, den man von dem schmächtigen jungen Manne hatte, der sich in der Regel im Kleide eines deutschen Offiziers bewegte, war mit dem einen Worte zu kennzeichnen: „Fade". Als Glied des Hohenzollernhauses hätte dieser Fürst, als er in der schwersten Schicksalsstunde seines angestammten deutschen Volkes das Schwert wider uns zücken sollte, lieber auf den ihm übertragenen Thron verzichten sollen, als sich mit einer Meintat zu beflecken, die allen wahren Interessen seines Adoptiv-Vaterlandes widerspricht und die im einzelnen mit der ganzen rücksichtslosen Treulosigkeit gerissener Levatiner durchgeführt wurde.

Gewiß richtet sich der Angriff Rumäniens nicht gegen Deutschland, sondern gegen Oesterreich-Ungarn, wo es $3^1/_2$ Millionen zu erlösen gebe. Ob die Magyaren gänzlich unschuldig daran sind, daß die unter ihnen wohnenden Rumänen sich z. T. nach dem stammverwandten Königreich sehnten, darf jetzt nicht gefragt werden. Fällt Ungarn, so fällt auch Oesterreich, fällt Oesterreich, so ist es auch um das Deutsche Reich geschehen. Ungarn ist in diesen Tagen in Wahrheit der Grenzwächter im Osten wider östliche Sturmfluten, den wir nicht im Stiche lassen dürfen.

Es ist so, wie jener Franzose sagte: Die Deutschen müssen jetzt zeigen, ob sie nicht die Welt fürchten, sondern Gott. Furchtbar dräut der Feind wie nur je in den schwersten Tagen dieses Krieges und wenn wirklich manche Schichten unsres Volkes schon fragten, warum wir denn weiterkämpfen trotz unsrer unleugbaren Erfolge, so werden sie jetzt wohl den Ernst der Zeit besser erfassen. Es geht ums Ganze, um Sein oder Nichtsein, Sieg oder Untergang. Trotz aller ihrer Niederlagen haben unsre Feinde mit unleugbarem Geschick große diplomatische Erfolge davongetragen. Mit das Bedenklichste in der neuesten Wendung des Krieges scheint uns zu sein, daß unser treuer Bundesgenosse Bulgarien von allen Seiten in ein mörderisches Kreuzfeuer zu geraten droht. Nun müssen sie beweisen, ob sie die zähe Kraft der Preußen Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege besitzen, — sie wollen ja die Preußen des Balkans sein. Während die Rumänen nach allgemeinem Urteil in ihren oberen Schichten verfaultes Franzosentum fast noch überbieten, halten wir die Bulgaren für tüchtig und sittlich ernst. Möge es ihnen gelingen, im ungeheuren Drange standzuhalten, innerlich und äußerlich. Der Allmächtige, der uns in 25 Kriegsmonaten schirmte, wird im Endringen

Schafft das Gold zur Reichsbank!
Vermeidet die Zahlungen mit Bargeld!

Jeder Deutsche, der zur Verringerung des Bargeldumlaufs beiträgt, stärkt die wirtschaftliche Kraft des Vaterlandes.

Mancher Deutsche glaubt seiner vaterländischen Pflicht völlig genügt zu haben, wenn er, statt wie früher Goldmünzen, jetzt Banknoten in der Geldbörse mit sich führt oder daheim in der Schublade verwahrt hält. Das ist aber ein Irrtum. Die Reichsbank ist nämlich gesetzlich verpflichtet, für je Dreihundert Mark an Banknoten, die sich im Verkehr befinden, mindestens Hundert Mark in Gold in ihren Kassen als Deckung bereitzuhalten. Es kommt aufs gleiche hinaus, ob hundert Mark Goldmünzen oder dreihundert Mark Papiergeld zur Reichsbank gebracht werden. Darum heißt es an jeden patriotischen Deutschen die Mahnung zu richten:

Schränkt den Bargeldverkehr ein!
Veredelt die Zahlungssitten!

Jeder, der noch kein Bankkonto hat, sollte sich sofort ein solches einrichten, auf das er alles, nicht zum Lebensunterhalt unbedingt nötige Bargeld sowie seine sämtlichen laufenden Einnahmen einzahlt.

Die Einrichtung eines Kontos bei einer Bank ist kostenfrei und der Kontoinhaber erhält sein jeweiliges Guthaben von der Bank verzinst.

Das bisher übliche Verfahren, Schulden mit Barzahlung oder Postanweisung zu begleichen, darf nicht das herrschende bleiben. Richtig sind folgende Verfahren:

Erstens — und das ist die edelste Zahlungssitte —

Überweisung von Bank zu Bank.

Wie spielt sich diese ab?

Der Kontoinhaber beauftragt seine Bank, der Firma oder Privatperson, der er etwas schuldet, den schuldigen Betrag auf deren Bankkonto zu überweisen. Natürlich muß er seiner Bank den Namen der Bank angeben, bei welcher der Zahlungsempfänger sein Konto unterhält. Jede größere Firma muß daher heutzutage auf dem Kopf ihres Briefbogens vermerken, bei welcher Bank sie ihr Konto führt. Außerdem gibt eine Anfrage am Fernsprecher, bisweilen auch das Adreßbuch (z. B. in Berlin und Hamburg) hierüber Aufschluß.

Weiß man nur, daß der Zahlungsempfänger ein Bankkonto hat, kann aber nicht feststellen, bei welcher Bank er es unterhält, so macht man zur Begleichung seiner Schuld von dem Scheckbuch Gebrauch.

Zweitens

Der Scheck mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung".

Mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung" kommt zum Ausdruck, daß der Zahlungsempfänger keine Einlösungen des Schecks in bar, sondern nur die Gutschrift auf seinem Konto verlangen kann. Bei Verrechnungsschecks ist auch die Gefahr beseitigt, daß ein Unbefugter den Scheck einlösen kann, der Scheck kann daher in gewöhnlichem Brief, ohne „Einschreiben", versandt werden, da keine Barzahlung seitens der bezogenen Bank erfolgen darf. Nach den neuen Steuergesetzen fällt der bisher auf dem Scheck lastende Scheckstempel von 10 Pfg. vom 1. Oktober d. J. an fort.

Drittens

Der sogenannte Barscheck, d. h. der Scheck ohne den Vermerk „Nur zur Verrechnung".

Er kommt dann zur Anwendung, wenn der Zahlungsempfänger kein Bankkonto besitzt und daher bare Auszahlung verlangen muß. Er wird in dem Maße aus dem Verkehr verschwinden, als wir uns dem ersehnten Ziel nähern, daß jedermann in Deutschland, der Zahlungen zu leisten und zu empfangen hat, ein Konto bei dem Postscheckamt, bei einer Bank oder einer sonstigen Kreditanstalt besitzt.

Darum die ernste Mahnung in ernster Zeit:

Schaffe jeder sein Gold zur Reichsbank!
Mache jeder von der bankmäßigen Verrechnung Gebrauch!
Sorge jeder in seinem Bekannten- und Freundeskreis für Verbreitung des bargeldlosen Verkehrs!
Jeder Pfennig, der bargeldlos verrechnet wird, ist eine Waffe gegen den wirtschaftlichen Vernichtungskrieg unserer Feinde!

dieses Krieges uns nicht verlassen. Das muß unsre Zuversicht sein. Hegemann

---

Ich hatt' einen Kameraden — —

Erzählung von A. Schaab

(Fortsetzung)

Langsam, wie von einer weiten, weiten Reise zurückkommend, erwachte Gustav Reinhold zu sich selbst. Seine Sinne waren ihm so benommen, daß er nicht hätte sagen können, was inzwischen mit ihm vorgegangen war, ob sie ihn nur verbunden, oder ob sie ihn operiert hatten. Und das Reisen schien noch immer kein Ende zu nehmen, denn alles um ihn her schwankte und schaukelte mit ihm. Endlich aber begriff er, daß er sich in einem Lazarettzug befand. Nun spürte er auch die Schmerzen in seinen Wunden, den Durst, den schlechten, eingesperrten Karbol- und Menschengeruch, ein entsetzlicher Brodem, der einem den Atem benahm. Ein schwaches Licht erleuchtete den Wagen. Oder schien es nur ihm so schwach, weil er noch immer zwischen Bewußtlosigkeit und Erwachen dämmerte? Langsam, vorsichtig kroch der Zug dahin durch die Nacht und hie und da an einem trüb erleuchteten Bahnhofsgebäude einer kleineren Station vorbei. Endlos zog sich das hin. Einmal hielten sie auch; Arzt und Sanitätspersonal gingen durch den Raum. Einer beugte sich über ihn, um zu prüfen, ob er bei Besinnung sei, oder ob er noch lebe vielleicht. Wer weiß? — „Möchten Sie irgend etwas?" fragte er. „Durst," sagte Gustav Reinhold. Aber jener kam nicht wieder. Er hatte jedenfalls nur gefragt, um für sein Anstarren eine Entschuldigung zu haben.

Der Zug fuhr weiter. Sie nahmen sich offenbar keine Zeit, um Erquickungen auszuteilen. Endlich fuhr man in eine größere Bahnhofshalle ein. Hier wurden die Wagen geöffnet und die Tragbahren herausgehoben; quer über ein Auto gelegt, brachte man den Verwundeten in ein Lazarett. Erst unter der kalten Nachtluft, die bei der Fahrt über sein Gesicht strich, kam er vollends zu sich selbst, so daß er wenigstens Rede und Antwort stehen konnte. Als er dann in seinem Bette lag, kam ein Gefühl über ihn, als ob nun alles zu Ende sei für jetzt und für immer, für alle Zukunft. Was wollen sie denn nun eigentlich noch? — „Hunger? — Durst? — Schmerzen? —" Sie sollen ihn doch in Ruhe lassen. Er ist bis zum Tode erschöpft. Er will jetzt nicht, gar nichts, auch keinen Trank, nur hindämmern möchte er wieder in jene Ruhe, in jenes „Nichts von sich wissen". In der Nacht aber schreien sie, da und dort einer, und er vielleicht mit, ohne daß er darum weiß; und dazwischen träumt, oder reist man, denn Schlaf ist das nicht. Und das alles dehnt sich hin wie durch Ewigkeiten.

Am andern Morgen aber steht die nüchterne Wirklichkeit da in Gestalt von Kommandos zum Aufstehen, denen einige wenige nachkommen können, oder in Gestalt von Kaffee, der gebracht wird, den man zu trinken versucht und der wieder fortgetragen wird. Dann kamen die Aerzte. Man übersteht auch das, und dann hat man Zeit, Zeit, um zu denken, um zu grübeln, um zu wissen, daß man ein Krüppel geworden ist fürs Vaterland und fürs Leben.

Gustav Reinhold nimmt das alles merkwürdig ruhig. Fast liegt wieder etwas von dem feinen, leicht spöttelnden Lächeln um seinen Mund wie vordem, vor den Zeiten des schweren Ernstes. Ein netter Professor der Aesthetik, denkt er, der mit zwei Krücken zur Türe hereinhumpeln muß und das Gesicht dabei verzerrt vor Schmerzen. Da knistert etwas unter seinem Kopfkissen, seine Briefschaften. Mit Hilfe eines Kameraden, der herumhinkend den Wartedienst bei den andern versieht, holt er das Päckchen hervor und findet einen noch uneröffneten Brief darunter. Der kam am Morgen, da sie den Sturmangriff machten. Gustav Reinhold hatte ihn völlig vergessen. Jetzt aber öffnete er ihn. Er ist von Hildes Freundin Lina und enthält die Antwort auf jenes Schreiben. Wie gut nun, daß er damals seine Pflicht getan, daß er die Mitteilung nicht länger hinausgeschoben hatte. Wie weit lag das nun trotz der wenigen Stunden alles zurück, endlos weit! Dann las er.

„Danken kann man Ihnen nicht," hieß es unter anderem. „Wie sollte man für das Furchtbare, das Sie geschrieben, auch noch danken? Von der Wirkung Ihres Briefes will ich Ihnen keine Schilderung machen. Das Weh ist namenlos. Man meint auch wirklich, es hätte sich alles vereinigt, um das Entsetzliche für die arme Hilde noch so viel herber und grausamer zu gestalten. Ich selbst will mich nicht in die Angelegenheit mischen; aber eines begreife ich nicht, warum man uns Frauen niemals den Mut und die Kraft zutraut, die man vom Manne ohne weiteres erwartet. Statt dessen will man uns schonen und martert uns langsam um so unerbittlicher. Ob Hilde Ihnen schreiben kann, weiß sie wohl selbst noch nicht. Sie ist noch wie erstarrt von der Nachricht. Ich sagte gestern zu ihr: „Warum willst du nicht einmal herzhaft weinen, es täte dir sicher gut?" Da sah sie mich groß an und sagte: „Weinen? — Das ist es ja, daß er wähnte, ich weine mich zuschanden. Deshalb hat er die Grausamkeit begangen. Und um Paul hat dann damals niemand geweint, gar niemand. Dagegen soll ich jetzt um den Betrug weinen? — Oder um mich selbst? — Nein!"

„Daran sehen Sie ihre Stimmung. —"

Gustav Reinhold legte den Brief zur Seite. Es ist alles gut so, dachte er. Wenn er nun die zwei Beine weg hätte so wie ich, wäre das nicht viel entsetzlicher? Daheim ist daheim. Die sind geborgen. Die junge Frau weiß ja nun nicht, wo ich hingekommen bin. Vielleicht liest sie zufällig in irgend einer Zeitung meinen Namen mit dem Zusatz: Schwer verwundet, und da sie nichts mehr hört, denkt sie dann: er wird wohl gestorben sein.

In diesem Augenblick ging die Oberschwester durch den Saal. Da sie den Kranken mit Briefen beschäftigt sah, fragte sie: „Möchten Sie gern jemand Nachricht zukommen lassen?"

„Danke nein, ich habe niemand mehr," entgegnete Gustav Reinhold. Er wandte den Kopf nach der anderen Seite, ein Schluchzen stieg ihm im Halse herauf, und ein Tränenschleier zog über seine Augen. Ein Wort fiel ihm ein, das er einmal irgendwo gelesen hatte, das lautete: „Geliebte Menschen sterben einem nicht einmal sondern unausgesetzt Tag um Tag von neuem." Da sagte der hinkende Kamerad neben ihm, der die Sache beobachtet und mit angehört hatte, wie wenn er trösten müsse: „Hat auch sein Gutes. Dann muß man wenigstens nicht auch noch den Jammer der andern um einen mit anhören. Wenn ich denke, wie meine Braut sich angestellt hat, und ist doch wahrhaftig nicht so schlimm mit mir."

Gustav Reinhold wandte sich wieder herum und streckte dem Kameraden die Hand hin. Die Männer sahen sich in die Augen, ihre Seelen fingen sich, und der freundliche Tröster sagte auf das, was er in des andern Gesicht las: „Die Besten sind alle schon droben." Darauf zog er seine Mundharmonika hervor, denn es war ein junges Blut und hatte noch die Jugendart in sich, die ihr Fühlen muß laut hervorbrechen lassen, und spielte das alte, ewig junge Marschlied vom treuen Kameraden, den Vöglein im Walde und dem Wiedersehen in der Heimat.

(Schluß folgt.)

Wochenschau

Deutsches Reich

Wie uns der Präsident des Evangelisch-Augsburgischen Konsistoriums in Warschau mitteilt, wird vom 1. Oktober d. J. ab die seit Kriegsausbruch nicht mehr erschienene Wochenschrift „Unsere Kirche" wieder herausgegeben werden. Als verantwortlicher Herausgeber wird der stellvertretende Konsistorialpräsident Regierungsassessor Firnhaber zeichnen. Für die Redaktion ist je eine Kommission in Warschau (Pastoren Wosch und Geißler) und Lodz (Pastoren Gerhard und Hadrian) ernannt worden. — Möge das vom Kriege vernichtete, von der deutschen Verwaltung des besetzten Landes zu neuem Leben erweckte Blatt mit dazu dienen, die glaubensbrüderliche Gemeinschaft zwischen drüben und hüben zu pflegen zu beiderseitigem Segen. Das Blatt kann auch in Deutschland von den Postämtern und Buchhandlungen zum Preise von jährlich 4 Mk. bezogen werden.

Bei der Arbeit in den Betrieben der Heeresverwaltung ist im laufenden Jahre auf das katholische Fronleichnamsfest und auf das jüdische Osterfest in weitgehendem Maße Rücksicht genommen worden, während der Karfreitag keine Beachtung gefunden hatte. Hiergegen hat der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß beim Preußischen Kriegsministerium nachdrückliche Vorstellungen erhoben. Darauf ist folgende Aeußerung ergangen: „Für die Anordnung, daß an den beiden Osterfeiertagen in diesem Jahre die Arbeit in den Betrieben der Heeresverwaltung zu ruhen habe, der Karfreitag aber als gewöhnlicher Arbeitstag zu gelten habe, sind lediglich Betriebsrücksichten bestimmend gewesen. Aus dem gleichen Grunde hat auch der Fronleichnamstag nicht freigegeben werden können. Wenn trotzdem an diesem Tage in einzelnen Betrieben der Heeresverwaltung die Arbeit geruht haben sollte, so entsprach dies nicht der Absicht des Kriegsministeriums und ist ohne sein Wissen erfolgt. Die Absicht, einen Unterschied in der Behandlung der einzelnen Konfessionen zu machen, hat nicht bestanden, wie überhaupt lediglich die durch den Krieg bedingten Verhältnisse den Grund dafür bilden, daß nicht an allen gesetzlichen Feiertagen die Arbeit hat ruhen können. Der Evangelische Kirchenausschuß kann sich versichert halten, daß das Kriegsministerium bemüht ist, den in Heeresbetrieben tätigen Arbeitern die Feier der kirchlichen Festtage durch Ruhenlassen der Arbeit zu ermöglichen, soweit es die Landesverteidigungsinteressen zulassen."

Oesterreich

Gefallen sind: Aus der evangelischen Gemeinde Graz I: Richard Grevenberg, kgl. sächs. Jägerleutnant, der einzige Sohn des Theaterdirektors Grevenberg, gefallen am 30. Juli in der Sommeschlacht. — Aus der Gemeinde Stryi: Heinrich Schilling, Kadett in einem Landwehr-J.-R., Zögling der Lehrerbildungsanstalt in Bielitz, gefallen im Osten am 17. Juni. — Aus der Gemeinde Lemberg: Feuerwerker Heinrich Schneider, Fabrikleiterssohn, gefallen 5. August bei Görz. — Aus der Gemeinde Feldkirch (laut Jahresbericht): Dr. jur. Edmund Ginzel, Notariatssubstitut in Feldkirch, gefallen am 1. Juli 1915 am Dnjestr. Adolf Weiß, Feinschlosser aus Altenstadt, gefallen am 28. Juli 1915 vor Ypern; Wilhelm Dietsch, Bankbeamter in Feldkirch, gefallen vor Verdun am 29. Mai 1916. Aus der deutschen evangelischen Gemeinde Prag: Gefr. Heinrich Karl Ernst Becker, gefallen im Osten 22. 9. 1915; Gefr. Heinrich Klesse, gefallen im Westen 4. 10. 1915; Kanonier Norbert Böll, gefallen im Westen 6. 4. 1916; Schütze Max Schmieder, gefallen 6. 2. 1916.

Aus dem Ostland. Weitere Flüchtlingszüge aus Ostgalizien sind in Westösterreich eingetroffen, und zwar in Steiermark, wo sie in Ober-Steiermark Unterkunft gefunden haben. Eine stattliche Anzahl, zumal von Männern, ist noch in Galizien zurückgeblieben und wartet dort hinter der Kampflinie auf die Befreiung ihrer Heimstätten. Allerdings wird mancher wieder Trümmerstätten finden, da mehrere der deutschen evangelischen Siedelungen im Schauplatz schwerer Kämpfe gelegen sind.

Flüchtlinge aus Siebenbürgen sind unterdessen in Westungarn eingelangt, teilweise auch in Wien, oder sonst in Oesterreich, wohin gerade einzelne durch verwandtschaftliche Beziehungen getrieben wurden. Unter ihnen auch Siebenbürger Sachsen (Deutsche Evangelische). Vom Sachsengebiet sind aber bis jetzt nur 2 Sprachinseln — und diese nur teilweise — von den Rumänen besetzt: Die Kronstädter (das Burzenland) und die Hermannstädter; allerdings liegen hier die beiden bedeutendsten Kulturmittelpunkte des Sachsentums. Das Hauptgebiet des sächsischen Bodens jedoch, nämlich das Schäßburger Land, und die Sprachinsel von Bistritz (das Nösnerland) sind bisher vom Feinde noch nicht betreten worden. Und nach den beim Abschluß der Wochenschau vorliegenden jüngsten Nachrichten ist hoffentlich nicht nur für diese Gebiete die Gefahr, soweit eine solche bestand, beseitigt, sondern auch die Befreiungsstunde für die bisher kurze Zeit vom Feind besetzt gewesenen Gebiete vor der Tür. Bei der strammen Geschlossenheit der Sachsen in allen völkischen Angelegenheiten wird dann wohl auch der Gefahr, daß die Kriegsnot zu einer Sprengung ihrer Siedelungen führen könnte, begegnet werden können. Wieviel Sachschaden entstanden ist, kann natürlich erst später festgestellt werden.

Ausland

Rußland. Einzelne Tageszeitungen berichten, daß in Riga der Wunsch bestehe, eine theologische Studienanstalt an Stelle der theologischen Fakultät in Dorpat zu errichten. Demnach wäre also doch, wie es scheint, die Dorpater Hochschule verlegt oder vielmehr tatsächlich aufgehoben. Die Nachrichten widersprechen sich bis jetzt.

Das Deutsch-Evangelische Lehrerseminar in Lodz ist Anfang September mit 70 Seminaristen eröffnet worden, ein bedeutsamer Schritt für die Erhaltung des Deutschtums in Polen und ein schönes Denkmal für die idealen Bestrebungen des Vereins für das Deutschtum im Auslande, dessen großzügige Beihilfe die Ausführung des Lehrerseminars ermöglichte. — Hoffentlich wird dafür gesorgt, daß nun tatsächlich auch die Belange des Deutschtums besser gewahrt werden als es früher durch vereinzelte, leider aber sehr einflußreiche Amtsträger der evangelischen Kirche in Russisch-Polen geschah.

Kriegsanleihezeichnungen bei der Post

Vielen wird es am bequemsten erscheinen, die Zeichnung auf die Kriegsanleihe am Postschalter vorzunehmen. Aus diesem Grunde, dann aber auch weil es ja nicht an jedem Orte im Reich ein Bankgeschäft, eine Sparkasse, eine Lebensversicherungsgesellschaft oder eine Kreditgenossenschaft geben kann, ist der gesamte Verkehrsapparat der Post in den Dienst der fünften Kriegsanleihe gestellt worden.

Postanstalten oder Postagenturen gibt es fast überall, in der Stadt und auf dem Lande, so daß es keine Mühe macht, sich einen Postzeichnungsschein zu besorgen, um durch Beteiligung an der Kriegsanleihe dem Vaterlande und sich selbst zu dienen. Zudem wird in den Landbestellbezirken und in Orten bis zu 20 000 Einwohnern allen Personen, die als Zeichner in Frage kommen, der Zeichnungsschein ins Haus gebracht.

Die Ausfertigung der Zeichnungsscheine ist so einfach, daß sie jedermann ohne weiteres fertig bringt. Man schreibt den Betrag der Kriegsanleihe auf, die man zeichnen will, fügt Name, Stand und Wohnung hinzu und gibt den so ausgefertigten Zeichnungsschein entweder am Schalter ab, oder steckt ihn (mit einem unfrankierten an die Post gerichteten Briefumschlag versehen) in den nächsten Briefkasten.

Zweierlei ist bei der Postzeichnung zu beachten.

1. Die Post nimmt nur Zeichnungen auf die fünfprozentige Reichsanleihe an (Stücke, sowohl als auch Schuldbucheintragungen), nicht aber auf die 4½prozentigen Reichsschatzanweisungen.

dieses Krieges uns nicht verlassen. Das muß unsre Zuversicht sein.
Hegemann

Ich hatt' einen Kameraden — —

Erzählung von A. Schaab

(Fortsetzung)

Langsam, wie von einer weiten, weiten Reise zurückkommend, erwachte Gustav Reinhold zu sich selbst. Seine Sinne waren ihm so benommen, daß er nicht hätte sagen können, was inzwischen mit ihm vorgegangen war, ob sie ihn nur verbunden, oder ob sie ihn operiert hatten. Und das Reisen schien noch immer kein Ende zu nehmen, denn alles um ihn her schwankte und schaukelte mit ihm. Endlich aber begriff er, daß er sich in einem Lazarettzug befand. Nun spürte er auch die Schmerzen in seinen Wunden, den Durst, den schlechten, eingesperrten Karbol- und Menschengeruch, ein entsetzlicher Brodem, der einem den Atem benahm. Ein schwaches Licht erleuchtete den Wagen. Oder schien es nur ihm so schwach, weil er noch immer zwischen Bewußtlosigkeit und Erwachen dämmerte? Langsam, vorsichtig kroch der Zug dahin durch die Nacht und hie und da an einem trüb erleuchteten Bahnhofsgebäude einer kleineren Station vorbei. Endlos zog sich das hin. Einmal hielten sie auch; Arzt und Sanitätspersonal gingen durch den Raum. Einer beugte sich über ihn, um zu prüfen, ob er bei Besinnung sei, oder ob er noch lebe vielleicht. Wer weiß? — „Möchten Sie irgend etwas?" fragte er. „Durst," sagte Gustav Reinhold. Aber jener kam nicht wieder. Er hatte jedenfalls nur gefragt, um für sein Anstarren eine Entschuldigung zu haben.

Der Zug fuhr weiter. Sie nahmen sich offenbar keine Zeit, um Erquickungen auszuteilen. Endlich fuhr man in eine größere Bahnhofshalle ein. Hier wurden die Wagen geöffnet und die Tragbahren herausgehoben; quer über ein Auto gelegt, brachte man den Verwundeten in ein Lazarett. Erst unter der kalten Nachtluft, die bei der Fahrt über sein Gesicht strich, kam er vollends zu sich selbst, so daß er wenigstens Rede und Antwort stehen konnte. Als er dann in seinem Bette lag, kam ein Gefühl über ihn, als ob nun alles zu Ende sei für jetzt und für immer, für alle Zukunft. Was wollen sie denn nun eigentlich noch? — „Hunger? — Durst? — Schmerzen? —" Sie sollen ihn doch in Ruhe lassen. Er ist bis zum Tode erschöpft. Er will jetzt nicht, gar nichts, auch keinen Trank, nur hindämmern möchte er wieder in jene Ruhe, in jenes „Nichts von sich wissen". In der Nacht aber schreien sie, da und dort einer, und er vielleicht mit, ohne daß er darum weiß; und dazwischen träumt, oder reist man, denn Schlaf ist das nicht. Und das alles dehnt sich hin wie durch Ewigkeiten.

Am andern Morgen aber steht die nüchterne Wirklichkeit da in Gestalt von Kommandos zum Aufstehen, denen einige wenige nachkommen können, oder in Gestalt von Kaffee, der gebracht wird, den man zu trinken versucht und der wieder fortgetragen wird. Dann kamen die Aerzte. Man übersteht auch das, und dann hat man Zeit, Zeit, um zu denken, um zu grübeln, um zu wissen, daß man ein Krüppel geworden ist fürs Vaterland und fürs Leben.

Gustav Reinhold nimmt das alles merkwürdig ruhig. Fast liegt wieder etwas von dem feinen, leicht spöttelnden Lächeln um seinen Mund wie vordem, vor den Zeiten des schweren Ernstes. Ein netter Professor der Aesthetik, denkt er, der mit zwei Krücken zur Türe hereinhumpeln muß und das Gesicht dabei verzerrt vor Schmerzen. Da knistert etwas unter seinem Kopfkissen, seine Briefschaften. Mit Hilfe eines Kameraden, der herumhinkend den Wartedienst bei den andern versieht, holt er das Päckchen hervor und findet einen noch uneröffneten Brief darunter. Der kam am Morgen, da sie den Sturmangriff machten. Gustav Reinhold hatte ihn völlig vergessen. Jetzt aber öffnete er ihn. Er ist von Hildes Freundin Lina und enthält die Antwort auf jenes Schreiben. Wie gut nun, daß er damals seine Pflicht getan, daß er die Mitteilung nicht länger hinausgeschoben hatte. Wie weit lag das nun trotz der wenigen Stunden alles zurück, endlos weit! Dann las er.

„Danken kann man Ihnen nicht," hieß es unter anderem. „Wie sollte man für das Furchtbare, das Sie geschrieben, auch noch danken? Von der Wirkung Ihres Briefes will ich Ihnen keine Schilderung machen. Das Weh ist namenlos. Man meint auch wirklich, es hätte sich alles vereinigt, um das Entsetzliche für die arme Hilde noch so viel herber und grausamer zu gestalten. Ich selbst will mich nicht in die Angelegenheit mischen; aber eines begreife ich nicht, warum man uns Frauen niemals den Mut und die Kraft zutraut, die man vom Manne ohne weiteres erwartet. Statt dessen will man uns schonen und martert uns langsam um so unerbittlicher. Ob Hilde Ihnen schreiben kann, weiß sie wohl selbst noch nicht. Sie ist noch wie erstarrt von der Nachricht. Ich sagte gestern zu ihr: „Warum willst du nicht einmal herzhaft weinen, es täte dir sicher gut?" Da sah sie mich groß an und sagte: „Weinen? — Das ist es ja, daß er wähnte, ich weine mich zuschanden. Deshalb hat er die Grausamkeit begangen. Und um Paul hat dann damals niemand geweint, gar niemand. Dagegen soll ich jetzt um den Betrug weinen? — Oder um mich selbst? — Nein!"

„Daran sehen Sie ihre Stimmung. —"

Gustav Reinhold legte den Brief zur Seite. Es ist alles gut so, dachte er. Wenn er nun die zwei Beine weg hätte so wie ich, wäre das nicht viel entsetzlicher? Daheim ist daheim. Die sind geborgen. Die junge Frau weiß ja nun nicht, wo ich hingekommen bin. Vielleicht liest sie zufällig in irgend einer Zeitung meinen Namen mit dem Zusatz: Schwer verwundet, und da sie nichts mehr hört, denkt sie dann: er wird wohl gestorben sein.

In diesem Augenblick ging die Oberschwester durch den Saal. Da sie den Kranken mit Briefen beschäftigt sah, fragte sie: „Möchten Sie gern jemand Nachricht zukommen lassen?"

„Danke nein, ich habe niemand mehr," entgegnete Gustav Reinhold. Er wandte den Kopf nach der anderen Seite, ein Schluchzen stieg ihm im Halse herauf, und ein Tränenschleier zog über seine Augen. Ein Wort fiel ihm ein, das er einmal irgendwo gelesen hatte, das lautete: „Geliebte Menschen sterben einem nicht einmal sondern unausgesetzt Tag um Tag von neuem." Da sagte der hinkende Kamerad neben ihm, der die Sache beobachtet und mit angehört hatte, wie wenn er trösten müsse: „Hat auch sein Gutes. Dann muß man wenigstens nicht auch noch den Jammer der andern um einen mit anhören. Wenn ich denke, wie meine Braut sich angestellt hat, und ist doch wahrhaftig nicht so schlimm mit mir."

Gustav Reinhold wandte sich wieder herum und streckte dem Kameraden die Hand hin. Die Männer sahen sich in die Augen, ihre Seelen fingen sich, und der freundliche Tröster sagte auf das, was er in des andern Gesicht las: „Die Besten sind alle schon droben.“ Darauf zog er seine Mundharmonika hervor, denn es war ein junges Blut und hatte noch die Jugendart in sich, die ihr Fühlen muß laut hervorbrechen lassen, und spielte das alte, ewig junge Marschlied vom treuen Kameraden, den Vöglein im Walde und dem Wiedersehen in der Heimat.

(Schluß folgt.)

Wochenschau

Deutsches Reich

Wie uns der Präsident des Evangelisch-Augsburgischen Konsistoriums in Warschau mitteilt, wird vom 1. Oktober d. J. ab die seit Kriegsausbruch nicht mehr erschienene Wochenschrift „Unsere Kirche“ wieder herausgegeben werden. Als verantwortlicher Herausgeber wird der stellvertretende Konsistorialpräsident Regierungsassessor Firnhaber zeichnen. Für die Redaktion ist je eine Kommission in Warschau (Pastoren Wosch und Geißler) und Lodz (Pastoren Gerhard und Hadrian) ernannt worden. — Möge das vom Kriege vernichtete, von der deutschen Verwaltung des besetzten Landes zu neuem Leben erweckte Blatt mit dazu dienen, die glaubensbrüderliche Gemeinschaft zwischen drüben und hüben zu pflegen zu beiderseitigem Segen. Das Blatt kann auch in Deutschland von den Postämtern und Buchhandlungen zum Preise von jährlich 4 Mk. bezogen werden.

Bei der Arbeit in den Betrieben der Heeresverwaltung ist im laufenden Jahre auf das katholische Fronleichnamsfest und auf das jüdische Osterfest in weitgehendem Maße Rücksicht genommen worden, während der Karfreitag keine Beachtung gefunden hatte. Hiergegen hat der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß beim Preußischen Kriegsministerium nachdrückliche Vorstellungen erhoben. Darauf ist folgende Aeußerung ergangen: „Für die Anordnung, daß an den beiden Osterfeiertagen in diesem Jahre die Arbeit in den Betrieben der Heeresverwaltung zu ruhen habe, der Karfreitag aber als gewöhnlicher Arbeitstag zu gelten habe, sind lediglich Betriebsrücksichten bestimmend gewesen. Aus dem gleichen Grunde hat auch der Fronleichnamstag nicht freigegeben werden können. Wenn trotzdem an diesem Tage in einzelnen Betrieben der Heeresverwaltung die Arbeit geruht haben sollte, so entsprach dies nicht der Absicht des Kriegsministeriums und ist ohne sein Wissen erfolgt. Die Absicht, einen Unterschied in der Behandlung der einzelnen Konfessionen zu machen, hat nicht bestanden, wie überhaupt lediglich die durch den Krieg bedingten Verhältnisse den Grund dafür bilden, daß nicht an allen gesetzlichen Feiertagen die Arbeit hat ruhen können. Der Evangelische Kirchenausschuß kann sich versichert halten, daß das Kriegsministerium bemüht ist, den in Heeresbetrieben tätigen Arbeitern die Feier der kirchlichen Festtage durch Ruhenlassen der Arbeit zu ermöglichen, soweit es die Landesverteidigungsinteressen zulassen.“

Oesterreich

Gefallen sind: Aus der evangelischen Gemeinde Graz I: Richard Grevenberg, kgl. sächs. Jägerleutnant, der einzige Sohn des Theaterdirektors Grevenberg, gefallen am 30. Juli in der Sommeschlacht. — Aus der Gemeinde Stryi: Heinrich Schilling, Kadett in einem Landwehr-J.-R., Zögling der Lehrerbildungsanstalt in Bielitz, gefallen im Osten am 17. Juni. — Aus der Gemeinde Lemberg: Feuerwerker Heinrich Schneider, Fabrikleiterssohn, gefallen 5. August bei Görz. — Aus der Gemeinde Feldkirch (laut Jahresbericht): Dr. jur. Edmund Ginzel, Notariatssubstitut in Feldkirch, gefallen am 1. Juli 1915 am Dnjestr. Adolf Weiß, Feinschlosser aus Altenstadt, gefallen am 28. Juli 1915 vor Ypern; Wilhelm Dietsch, Bankbeamter in Feldkirch, gefallen vor Verdun am 29. Mai 1916. Aus der deutschen evangelischen Gemeinde Prag: Gefr. Heinrich Karl Ernst Becker, gefallen im Osten 22. 9. 1915; Gefr. Heinrich Klesse, gefallen im Westen 4. 10. 1915; Kanonier Norbert Böll, gefallen im Westen 6. 4. 1916; Schütze Max Schmieder, gefallen 6. 2. 1916.

Aus dem Ostland. Weitere Flüchtlingszüge aus Ostgalizien sind in Westösterreich eingetroffen, und zwar in Steiermark, wo sie in Ober-Steiermark Unterkunft gefunden haben. Eine stattliche Anzahl, zumal von Männern, ist noch in Galizien zurückgeblieben und wartet dort hinter der Kampflinie auf die Befreiung ihrer Heimstätten. Allerdings wird mancher wieder Trümmerstätten finden, da mehrere der deutschen evangelischen Siedelungen im Schauplatz schwerer Kämpfe gelegen sind.

Flüchtlinge aus Siebenbürgen sind unterdessen in Westungarn eingelangt, teilweise auch in Wien, oder sonst in Oesterreich, wohin gerade einzelne durch verwandtschaftliche Beziehungen getrieben wurden. Unter ihnen auch Siebenbürger Sachsen (Deutsche Evangelische). Vom Sachsengebiet sind aber bis jetzt nur 2 Sprachinseln — und diese nur teilweise — von den Rumänen besetzt: Die Kronstädter (das Burzenland) und die Hermannstädter; allerdings liegen hier die beiden bedeutendsten Kulturmittelpunkte des Sachsentums. Das Hauptgebiet des sächsischen Bodens jedoch, nämlich das Schäßburger Land, und die Sprachinsel von Bistritz (das Nösnerland) sind bisher vom Feinde noch nicht betreten worden. Und nach den beim Abschluß der Wochenschau vorliegenden jüngsten Nachrichten ist hoffentlich nicht nur für diese Gebiete die Gefahr, soweit eine solche bestand, beseitigt, sondern auch die Befreiungsstunde für die bisher kurze Zeit vom Feind besetzt gewesenen Gebiete vor der Tür. Bei der strammen Geschlossenheit der Sachsen in allen völkischen Angelegenheiten wird dann wohl auch der Gefahr, daß die Kriegsnot zu einer Sprengung ihrer Siedelungen führen könnte, begegnet werden können. Wieviel Sachschaden entstanden ist, kann natürlich erst später festgestellt werden.

Ausland

Rußland. Einzelne Tageszeitungen berichten, daß in Riga der Wunsch bestehe, eine theologische Studienanstalt an Stelle der theologischen Fakultät in Dorpat zu errichten. Demnach wäre also doch, wie es scheint, die Dorpater Hochschule verlegt oder vielmehr tatsächlich aufgehoben. Die Nachrichten widersprechen sich bis jetzt.

Das Deutsch-Evangelische Lehrerseminar in Lodz ist Anfang September mit 70 Seminaristen eröffnet worden, ein bedeutsamer Schritt für die Erhaltung des Deutschtums in Polen und ein schönes Denkmal für die idealen Bestrebungen des Vereins für das Deutschtum im Auslande, dessen großzügige Beihilfe die Ausführung des Lehrerseminars ermöglichte. — Hoffentlich wird dafür gesorgt, daß nun tatsächlich auch die Belange des Deutschtums besser gewahrt werden als es früher durch vereinzelte, leider aber sehr einflußreiche Amtsträger der evangelischen Kirche in Russisch-Polen geschah.

———————

Kriegsanleihezeichnungen bei der Post

Vielen wird es am bequemsten erscheinen, die Zeichnung auf die Kriegsanleihe am Postschalter vorzunehmen. Aus diesem Grunde, dann aber auch weil es ja nicht an jedem Orte im Reich ein Bankgeschäft, eine Sparkasse, eine Lebensversicherungsgesellschaft oder eine Kreditgenossenschaft geben kann, ist der gesamte Verkehrsapparat der Post in den Dienst der fünften Kriegsanleihe gestellt worden.

Postanstalten oder Postagenturen gibt es fast überall, in der Stadt und auf dem Lande, so daß es keine Mühe macht, sich einen Postzeichnungsschein zu besorgen, um durch Beteiligung an der Kriegsanleihe dem Vaterlande und sich selbst zu dienen. Zudem wird in den Landbestellbezirken und in Orten bis zu 20000 Einwohnern allen Personen, die als Zeichner in Frage kommen, der Zeichnungsschein ins Haus gebracht.

Die Ausfertigung der Zeichnungsscheine ist so einfach, daß sie jedermann ohne weiteres fertig bringt. Man schreibt den Betrag der Kriegsanleihe auf, die man zeichnen will, fügt Name, Stand und Wohnung hinzu und gibt den so ausgefertigten Zeichnungsschein entweder am Schalter ab, oder steckt ihn (mit einem unfrankierten an die Post gerichteten Briefumschlag versehen) in den nächsten Briefkasten.

Zweierlei ist bei der Postzeichnung zu beachten.

1. Die Post nimmt nur Zeichnungen auf die fünfprozentige Reichsanleihe an (Stücke, sowohl als auch Schuldbucheintragungen), nicht aber auf die 4½prozentigen Reichsschatzanweisungen.

2. Bei der Post muß der gezeichnete und zugeteilte Betrag der Kriegsanleihe spätestens am 18. Oktober bezahlt sein.

Zulässig ist es vom 30. September ab, die Zahlung zu leisten, und zwar werden allen denen, die an diesem Tage das Geld abliefern, 5 % Stückzinsen auf ein halbes Jahr, also $2\frac{1}{2}$ %, vergütet, und dies aus dem Grunde, weil der Zinsenlauf der fünfprozentigen Reichsanleihe erst am 1. April 1917 beginnt. Wer nach dem 30. September bei der Post Zahlung leistet oder am letzten für die Postzeichnung vorgesehenen Zahlungstermin, also am 18. Oktober, erhält 162 Tage Zinsen = $2\frac{1}{4}$ % vergütet. Hat jemand 100 Mk. Reichsanleihe gezeichnet und zugeteilt erhalten, so würde er mithin am 30. September 95,50 Mk. (den Zeichnungspreis von 98 Mk. gekürzt um 2,50 Mk.), am 18. Oktober 95,75 Mk. (den Zeichnungspreis gekürzt um 2,25 Mk.) einzuzahlen haben. Mit diesem Betrage hat der Postzeichner die Zahlkarte, die ihm durch die Post zugestellt wird, auszufüllen. Hat jemand 1000 Mk. gezeichnet, so müßte er 955 Mk. oder 957,50 Mk. bezahlen.

Der Zeichnungspreis von 98 Mk. ermäßigt sich bei Schuldbucheintragungen um 20 Pfennig für 100 Mk., so daß, wenn jemand 100 Mk. zur Eintragung in das Schuldbuch gezeichnet hat, von ihm am 30. September (98 Mk. — 0,20 Mk. — 2,50 Mk.) 95,30 Mk. oder am 18. Oktober 95,55 Mk. zu erlegen wären.

Die Zeichnung auf Schuldbucheintragungen ist allen denen dringend zu empfehlen, die das Geld, das sie für die Kriegsanleihe aufgewendet haben, nicht so bald wieder für andere Zwecke brauchen, mit anderen Worten die Kriegsanleihe längere Zeit behalten wollen.

Wer Reichsanleihe ins Reichsschuldbuch eintragen läßt, ist der Mühe enthoben, seinen Anleihebesitz an einer sicheren Stelle unterzubringen; die Zinsen werden ihm durch die Verwaltung des Reichsschuldbuches fortlaufend kostenlos überwiesen, und sollte er das Geld, das er in der Kriegsanleihe angelegt hat, flüssig machen müssen, so braucht er nur bei dem Reichsschuldbuch den Antrag zu stellen, ihm die Kriegsanleihestücke auszufertigen. Diese kann er dann durch jede Bank oder jedes Bankgeschäft verkaufen lassen. Vor dem Oktober 1917 würde allerdings eine Ausfertigung von Anleihestücken nicht erfolgen, weil die Vergünstigung von 20 Pfennig für 100 Mk. auf Schuldbucheintragungen unter der Voraussetzung gewährt wird, daß die Anleihe mindestens bis zum 15. Oktober 1917 im Reichsschuldbuch eingetragen bleibt.

Auf zur Zeichnung!

An unsere Leser

Um sofortige Erneuerung des Bezugsrechts für das 4. Vierteljahr 1916 Okt.-Dezember wird höflichst gebeten, damit unliebsame Unterbrechungen in der Zustellung, die auf verspätete Bestellung zurückzuführen sind, vermieden werden. Postbestellschein lag voriger Folge bei. Wer die Rechnung über die Bezugsgebühr vom Verlag erhält und an diesen bezahlt, wolle behufs Vermeidung von Doppel-Lieferung bei seinem Ortspostamte nicht bestellen — die Ueberweisung geschieht wie bisher von hier aus; man gebe in diesem Falle den Postbestellschein an einen Gesinnungsgenossen mit einer Einladung zum Bezuge der Wartburg weiter. Für jeden dadurch gewonnenen neuen Leser ist dankbar der Verlag der Wartburg

Inhalt: Deutscher Erntedank 1916. Gedicht von Gerhard Fuchs. — Essen und Trinken. Von Prof. Niebergall. — Die englische Krankheit. Von Prof. Wolf. — Das Eingreifen Rumäniens in den Weltkrieg. Von Hegemann. — Ich hatt' einen Kameraden. Erzählung von A. Schaab (Fortsetzung). — Wochenschau. — Kriegsanleihezeichnungen bei der Post.

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Verzeichnis empfehlenswerter Gaststätten (Hotels, christliche Hospize, Erholungsheime und Pensionen.)

Geordnet im Alphabet der Städte. In den Lesezimmern der hier empfohlenen Häuser liegt „Die Wartburg“ aus.

Deutschland:

Dortmund, Königshof 39, direkt am Nordausgang des Hauptbahnh. **Christl. Hospiz.** 35 Z. 45 B. à 1—3 Mk.

Frankfurt a. M., Wiesenhüttenpl. 25 Hotel Baseler Hof, Christl. Hospiz. 125 Z. 200 B. von 2—5 Mk. Pens. 5.50 bis 9 Mk. Appt. mit Bad.

Hannover, Limburgstr. 3, Christl. Hospiz am Steintor. 22 Z. 33 B. à 1.25 bis 3 —

Misdroy, Christl. Hospiz Dünenschloss. Das ganze Jahr geöff. Prosp. kostenfr

Münster (Westf.), Sternstr. 8. Christl Hospiz. 9 Z. 12 B. à 1—2 Mk.

Bad Nauheim, Benekestr. 6. Eleonoren-Hospiz. 45 Z. 80—100 B. à 2—5 Mk.

Stuttgart, Hospiz z. Herzog Christoph Christophstr. 11. 60 Z. 80 B. à 1.50—3 Mk.

Wiesbaden, Evang. Hospiz, Platterstr. 2 u. Emserstr. 5. 65 Z. 80 B. à 1.50—3 Mk. Prospekt gratis.

Oesterreich:

Bad Gastein: Evang. Hospiz „Helenenburg“. 18 Z. 26 B. à 10—28 Kr. wöchtl. Vor- und Nachsaison. 28—52 Kronen wöchentlich Hochsaison.

Man verlange ausführliche Prospekte, die von sämtlichen Häusern gratis und franko zu haben sind.

Vorherige schriftliche Anmeldung ist allgemein zu empfehlen.

Die **Heilstätte Elim**

b. Herford i. Westfalen nimmt Alkoholkranke in gewissenhafte Pflege. Langjährige Erfahrung. Beste Heilerfolge. Mäßige Monatspension.

Gicht- und Rheumatismus-leidende sollen die aufklärende Broschüre des Herrn **Dr. med. Coleman** über Gicht und Rheuma, Ursachen, Verlauf und gründliche Beseitigung lesen. Gegen Einsendung von 30 Pfg. in Briefmarken senden wir diese Broschüre.

Puhlmann & Co., Berlin 144, Müggelstr. 25 a

Deutsch-evangelische Stellenvermittelung.

Gesucht werden: Für eine Fabrik in N.-Oesterreich wird ein Schlosser oder Mechaniker (Schnittmacher) gesucht. — Monteur für Stark- und Schwachstrom für eine Stadt in N.-Oe. sofort anzunehmen gesucht. — Unverheirateter Gärtner für Steiermark. — Für ein Basaltwerk in Böhmen 1 Maschinenwärter und 1 tüchtiger Schlosser oder Werkzeugschmied.

Stellung suchen: Mehrere Buchhalter und Kontoristen mit Ia. Zeugnissen, ebenso Beamte, Maschinenschreiber, Magazineure. — 19jährig. militärfreier Staatsgewerbeschüler sucht Posten als Maschinenkonstrukteur etc. Deutsch, tschechisch, polnisch und etwas französisch sprechend. — Kontorist mit sämtl. Büroarbeiten bestens vertraut, verh., 37 J., militärfrei, 20 J. Praxis, sucht Stelle als Kontorist, Lohnverrechnungsbeamter dgl. Beste Referenzen. — Gebildetes, junges evgl. Fräulein, musikalisch, kinderlieb, in allen häuslichen Arbeiten erfahren (zuletzt in größeren Landhaushalt tätig), sucht Stelle als Gesellschafterin und Stütze in d. e. Hause.

In einer Stadt N.-Oe.. unfern von Wien, mit Real-Obergymnasium werden in einem evgl. Heim Schüler bei bester Verpflegung u. Aufsicht f. nächstes Schuljahr aufgenommen. Gesunder Aufenthalt und Gelegenheit zu gediegener musikalischer Ausbildung.

Offene Stellen für deutsch-evangel. Flüchtlinge aus Galizien: Einige Familien, die in landwirtschaftlicher Arbeit bewandert sind, werden auf ein Gut in Nordböhmen aufgenommen. **Größere** Gastwirtschaft in Nordböhmen ist an tüchtigen Gastwirt zu vergeben. Anzahlung 3000 Kronen. — In Böhmen können 1—2 Familien, der Vater als Pferdeknecht, Frau und Kinder als landw. Arbeiter unterkommen, freie Wohnung, Holz, Beleuchtung, Garten u. 60 Kr. monatl., Milch u. Kartoffeln.

Auskünfte und Anfragen an die

Bundeskanzlei des deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark in Wien VII/1.
Kenyongasse 15 II/1.

Verantwortlicher Schriftleiter: Pfarrer G. Mix in Guben, N.-L. Für die Anzeigen verantwortlich Arwed Strauch, Leipzig, Hospitalstr. 25.
Verlag von Arwed Strauch in Leipzig. Druck von Richard Schmidt, Leipzig-R.